

## »Lost in Translation?« Impressionen einer Konferenz

Wolfgang Jacobmeyer, Münster

Die Verbindungen zwischen der *Northeast Asian History Foundation* in Seoul und dem Georg-Eckert-Institut haben mich nach Seoul gebracht. Das Institut hatte mich vorgeschlagen, als der Präsident der Foundation, der eindrucksvolle (und nicht mit Titeln bewehrte) Mr. Kim Yongdeok, einen Personalvorschlag für die Eröffnungsrede suchte. Es ging um die Konferenz »The Role of Civil Society in Promoting Historical Reconciliation in the 21st Century« (12. bis 18. September 2007 in Seoul, Korea).

Im Flieger saß mir gegenüber eine Koreanerin, die ein Gesangsstudium in Köln absolviert, jetzt beruflich als Sopranistin Fuß gefasst hat, gut Deutsch spricht, nach der Flugnacht sehr zerrüttet war und deshalb ein Glas Orangensaft, das ich ihr einfach mitgebracht hatte, gern entgegennahm. Sie war auf dem Weg nach Hause, um dort nach der standesamtlichen Hochzeit in Deutschland die eigentliche koreanische (auch kirchliche) Hochzeit zu feiern. Sie erwarten etwa 500 Gäste. Beides – die Selbstverständlichkeit der Auslandserfahrungen junger Koreaner wie auch die das Bürgerliche klar übersteigenden Größenordnungen – sollten mir noch öfter begegnen.

Ich wurde am Zielort Flughafen Incheon abgeholt von einem wissenschaftlichen Mitarbeiter der Foun-

dation und meinem studentischen Attachee, der mich die Tage über begleitete. Der Flughafen liegt 70 km von Seoul entfernt, und zwar auf einer Insel, die nur durch die Brücke und eine zweimal 6–9spurige, im Übrigen mautpflichtige Autobahn mit Seoul verbunden ist. Mein ständiger Begleiter Sang Yoon Lee studiert im 3. Jahr Politikwissenschaft und International Relations, spricht gut Englisch, ist in einem afrikanischen Land aufgewachsen. Als ich ihn fragte, welches sein Familienname ist (Yoon) und ob es ihm recht sei, wenn ich ihn »Mr. Yoon« ansprache, wehrte er entschieden ab und bat um die Anrede »Yoon«, also ohne »Mr.«, da er doch noch im 3. Studienjahr sei. Das war die erste Dosis Hierarchiebewusstsein, die ich in Korea bekam. Mein Hotel »President« liegt zwischen Hochhäusern des Geschäfts-, Verwaltungs- und Bankenviertels. Am Abend mutieren die Fronten der Hochhäuser zu riesigen Lichtspielflächen, mit geometrischen Mustern oder in psychedelischen Farbwechseln neben den englischen Werbeslogans (»Samsung – happy forever«). Auf den Straßen sah ich Mengen junger, lebhafter, schlanker Menschen. Die Kleidung war ganz westlich; weibliche Angestellte von Banken, Geschäften o.ä., die in Gruppen gingen, trugen alle das gleiche kurzrockige Kostüm, offenbar das aus den USA übernommene Muster der Geschäftskleidung, ebenso wie der dunkle Anzug des Mannes. Vor dem ca. 200 m entfernten Haus der Stadt-

verwaltung waren vier riesige Fesselballons (rot und blau) in 40 m Höhe angeleint, die ein rechteckiges Tuch zwischen sich mit dem Hinweis auf die Konferenz trugen; außerdem gab es in segeltuchbezogenen Hüttenständen eine Ausstellung zu Themen der Konferenz – Bilder, Karten, Text, also alles »Flachware« und nur Koreanisch. Aber die zentralen Themen waren auch für den sprachunkundigen Barbaren erkennbar, auch die inhaltliche Emphase.

Das Hotel im Stil der 1970er Jahre ist sehr akkurat gehalten. In der Eingangshalle steht ein weißer Schleiflack-Flügel, an dem bei meiner Ankunft eine Pianistin in großer rosa Seidentoilette saß. Im Zimmer im 15. Stockwerk hatte mir der Hotelmanager einen (fraglos von der Foundation bezahlten) Früchtekorb hingestellt, mit höflicher Grußkarte. Da Obst sonst Mangelware war, aß ich gern davon über drei Tage verteilt. Bei meinem ersten Mittagessen in einem der Hochhäuser lernte ich das Mensaartige solcher Lokale kennen, deren Essraum nur durch eine Theke von der Küche getrennt ist, so dass man sehen, hören und riechen kann, wie die Speisen bereitet werden. Natürlich saß man im Schneidersitz: »Getting down is a matter of gravity, getting up again is a matter of grace«. Es gab Bibib, ein Gemüse-Reis-Essen in einer glühend heißen Steinzeugschale. Man mischt sich den Reis und das Gemüse, tut eine scharfe rote Paste und eine Kelle Brühe dazu. Ich hielt beim ersten Mal die Paste versehentlich

für Ketchup und vergoss über meinen Irrtum Tränen.

Am 13. September abends gab der Erziehungsminister ein großes Bankett. 24 runde Tische mit je 10 Personen waren gestellt; die Tische waren hierarchisch gereiht. Bis Tisch 4 einschließlich wurden die daran sitzenden Personen in der Begrüßungsrede mit Namen genannt, mussten aufstehen, sich nach links und rechts verbeugen und erhielten einen recht genau bemessenen Beifall. Da die Übersetzung sehr fahrig war, war ich sehr stolz, als ich meinen Ort in der Agenda erkannte und pünktlich aufstand. Der Hintergrund der Bühne des Rednerpults war mit schwingendem Faltenwurf von Seidentüchern drapiert, mit großen Seidenblumen als ornamentalen Zentren. Es gab ein großzügiges Buffet; nur vom wenigsten wusste ich, was das war. Zum Ausklang trugen vier koreanische Musikerinnen vor – ein *cross-over* zu europäischer Musik: Klavier, asiatische Fidel, Schlagzeug, ein Zupfinstrument (Kreuzung zwischen Harfe und Hackbrett). Eigentlich war es Musik mit einer nur wenig verfremdeten »abendländischen« (das Wort hat für mich jetzt eine neue Bedeutung erhalten) Harmonik. Interessant ist die Geltung des Künstlerischen: Ich hatte den Eindruck, dass ohne künstlerische Erhöhung eine würdige Verfassung solcher Anlässe unerreichbar ist.

Am 14. September wurde die Konferenz um 10 Uhr eröffnet, und zwar mit einem Vorspiel von zwei Schlagzeugern mit je drei Trommeln –

in der Lautstärke raumgreifend, in Virtuosität und Zusammenspiel eindrucksvoll. Zunächst sprach Frau Dr. Eun-Kyung Park, Präsidentin des nationalen YMCA, Studium in den USA, *visiting professor* der Washington University, die sich durch ein kleines Kreuz am Goldkettchen als Christin auswies: energisch, gelassen, ironisch. Selbstbewusst formulierte sie in ihrer knappen Ansprache: »Korea is prepared for global leadership«. Nach ihr sprach Herr Yongdeok Kim als Präsident der Foundation etwas abmildernd davon, es sei wichtig, historische Einsicht in die politischen Konflikte der Vergangenheit zu gewinnen, um Frieden und Prosperität in der asiatischen Region zu erlangen und dem Ziel einer transnationalen Bürgergemeinschaft und damit einer helleren Zukunft näher zu kommen. In diesem Sinne lautete auch die Botschaft des koreanischen Staatspräsidenten, die von Mr. Kim verlesen wurde: es gelte, die unglückliche Vergangenheit von Leid und Aggression nicht zu wiederholen, gleichzeitig aber auch deutlich zu machen, wo Differenzen lägen und wo es nicht heilende Wunden gebe. Nach den knappen Einleitungen trug ich zur deutsch-polnischen Schulbucharbeit als einer Fallstudie vor. Meine Aussagen wurden von der polnischen Teilnehmerin Marzena Parzych unterstützt, die in Seoul an ihrer Dissertation zu Fragen der Ethik-Erziehung sitzt: sehr qualitativvoll im Argument, sehr glaubhaft, sehr gutes Englisch.

Um 12 Uhr ging es zum Fernsehstudio Arirang, mit Frau Dr. Park und dem japanischen Professor Kinhide Mushakoji, Direktor des Zentrums für asiatisch-pazifische Partnerschaft an der Osaka Universität. Im Vorzimmer des Studios wurden wir mit bräunlichem Reispuder abgetupft und leicht geschminkt. Mushakoji ist ca. 70 Jahre alt. Ich hatte schon mit ihm gesprochen und war sehr beeindruckt von der ruhigen Kompetenz, der Sicherheit seines Urteils und von seiner bemerkenswerten Sachkenntnis. Unser Interviewer war Jae Won, *Associate Professor of Law* an der *Handong International Law School* – klein, drahtig, energisch, sehr gut und scharfzüngig Englisch sprechend, fernseherfahren, denn er macht das wöchentlich. Seine Fragen waren geschickt, unsere Antworten vernünftig (glaube ich jedenfalls). Es ging im Wesentlichen um das Konfliktverhältnis zu Japan. Ich merkte an einer Stelle an, dass nicht nur Ereignisdaten »historische Fakten« sind, sondern auch emotionale Reaktionen auf Ereignisse oder die Interpretationen von Sachverhalten. An einer anderen Stelle erlaubte ich mir, die Erfahrung anzuführen, dass nichts endgültig geregelt ist, was nicht gerecht geregelt wurde. Und an einer dritten Stelle teilte ich die näheren Umstände von Brandts Kniefall in Warschau mit.

Zurück zum Tagungsort ging es wegen des Freitagverkehrs nur mühsam. Kaum angekommen, wurde ich um ein Interview mit dem jungen Vertreter einer Presseagentur gebe-

ten. Ich weiß nicht, wer von den Veranstalterinnen meinen Namen genannt hatte; ohnehin war es undurchschaubar, wie ich »gehandelt« wurde. Der blass wirkende junge Interviewer, der kein Englisch sprach, wollte zu den deutsch-polnischen Schulbuchgesprächen fragen, war aber uninformiert. Er hatte eine Dolmetscherin – Juristin mit amerikanischem Studienhintergrund – mitgebracht, mit der ich mich vorher eine Viertelstunde unterhalten konnte. Ich hätte sie auf vielleicht 25 Jahre geschätzt; sie hat aber zwei Söhne im Alter von 10 und 12 Jahren und gehört im Übrigen zu den Menschen, an denen alles vollständig perfekt ist – Kleidung, Haare, Zähne, usw. Deprimierend, wie urwaldnah so eine Langnase wie ich dagegen wirken muss!

Ich kam verspätet zur Konferenz zurück, wurde mit lebhaften Gesten auf das Podium geschickt und merkte, dass ich bestimmt noch etwas sagen müsste. Ich trug dann eine Art von Dekalog zu der Frage vor, welche Probleme für koreanisch-chinesisch-japanische Gespräche wohl zu beachten wären. Nachher gab es viel Zustimmung, interessanterweise auch von einigen Chinesen.

Am 15. September hatte mir mein »Konferenz-Wert« eine doppelte Einladung eingetragen, ich wusste aber nicht, wo ich zu- bzw. absagen sollte. Die vietnamesische Organisatorin Ms. Nguyen Park regelte das dann für mich. Ich bekam langsam ein Gefühl dafür, dass man gut aufpassen muss, um rechtzeitig zu wissen, was erwartet wird und wohin man

gehört. Die innere Konferenzsteuerung durch Ms. Nguyen Park war enorm effizient; die jungen Helfer (*volunteers*) wurden völlig ausgebeutet – etwa mein »Bärenführer« Yoon, der zugleich Übersetzungen machen musste und schon die zweite Nacht ohne Schlaf war. An diesem Morgen hatte er sich höchst zerknirscht bei mir dafür entschuldigt, dass ich meinen Weg vom Hotel zur Sung Kunkwan University selbst genommen hatte. Meine Beschwichtigung wollte er nicht gelten lassen. Gegenüber der stabilen inneren Konferenzaufsicht war die äußere Information für Teilnehmer so beschaffen, dass man immer erst im passenden Moment, aber auch nie zu spät, erfuhr, wo was wann stattfand – also weit entfernt von den gedruckten Programmen des deutschen Historikertages.

Die Sektion »Testimony of War Victims« begann mit einem Dokumentarfilm, der erschütternde Szenen zeigt, ohne sich an den Greueln zu weiden. Sehr deprimierend! Es ist eine in der Sache begründete fortwirkende Anklage gegenüber der japanischen Politik. Eine koreanische Referentin machte Ausführungen über die Ahndung von Kriegsverbrechen, berührte dabei auch die deutschen Verhältnisse und beschränkte sich auf die 25 Urteile in Nürnberg 1946. Da ich wusste, dass ich wegen der Einladung zum Lunch der Sektion nicht bis zum Ende würde beiwohnen können, skizzierte ich auf einer Seite handschriftlich die Nachfolgeprozesse der Alliierten in Deutschland, die Prozesse in den überfalle-

nen Ländern (v.a. in Polen) sowie die bundesrepublikanischen NSG-Prozesse nach dem Ulmer Prozess und anschließend dem Frankfurter Auschwitz-Prozess mit der Schlussbemerkung: »Therefore, as far as Germany is concerned figures are much higher. Also, it is not an effort confined to the immediate post-war period«. Den Zettel reichte ich ihr auf das Podium, kurz ehe ich gehen musste. Sie nickte mir dann, als ich den Raum verließ, sehr energisch-freundlich zu.

Vorzüglich nach Sachkenntnis und Diktion war der amerikanische Anwalt Larry Fisher, der sich auf Wiedergutmachungsfragen spezialisiert hat – etwa zugunsten von DPs – und deshalb sowohl die Opferseite als auch die rechtlichen Perspektiven bestens kennt. An einer Stelle seines Vortrags verwandte er den Terminus »cultural genocide«, als er zeigen wollte, dass das japanische Besatzungsrecht mit dem Verbot der koreanischen Sprache und der Auflösung von Familienstrukturen die Grundfesten der koreanischen Gesellschaft zerschlagen hatte. Ich konnte wohl sehen, dass er die Tiefe der kulturell-gesellschaftlichen Zerstörung andeuten wollte; aber er stimmte meinem Einwand zu, dass eine solche Kontraktion das Gewicht von »genocide« mindere.

Ich musste die Sektion vorzeitig verlassen, weil ich vom Generalsekretär der Foundation, Whan-Bok Cho, in einem sehr vornehmen PKW (walnussgetäfeltes Armaturenbrett, Ledersitze, Klima-Anlage,

Fahrer) zum Lunch in einem historischen Restaurant abgeholt wurde. Die Fahrt ging durch enge Altstadtgassen mit Marktbetrieb. Der Generalsekretär hat übrigens in Amsterdam und Bern studiert und festigt damit meine Überzeugung, dass die koreanischen Wissenschaftler in Leitungspositionen sehr weltläufig sind. Die deutsche Wissenschaft ist damit verglichen viel »heimischer«, vielleicht wegen der Ungewissheit des beruflichen Fortkommens. Stellt sich diese Frage in Korea anders? Vor dem Restaurant – der Zuweg führte durch einen kleinen Steingarten – mussten wir die Schuhe ausziehen. Die Räume waren erlesen-schlicht. Wir waren insgesamt 11 Personen, die der Präsident der Stiftung, Kim, eingeladen hatte. Wiederum war der Schneidersitz nötig. Bedient wurden wir von einer jungen Frau in erlesener Kleidung. Von dem wunderbaren, völlig fremden Essen (nicht einmal das Schweinefleisch habe ich erkannt) war mir nur das Miniaturschälchen mit Sojasauce vertraut. Viel Gemüse, zwischendurch drei Löffel Suppe, usw. Es dürften mehr als 10 Gänge gewesen sein, von denen jeder einzelne auch neues Geschirr mit sich brachte. Die Gesellschaft war sehr angenehm und offen gesprächig. Alles in allem glaube ich, dass Koreaner, wenn sie förmlich und repräsentativ sein wollen, im Erscheinungsbild, in der Wahl von Ort und Mitteln zu Formen greifen, bei denen wir unseren Mangel an Schliff stark empfinden.

Am 16.9. ging es in der Sektion zu internationalen Konflikten über Territorialfragen um die Frage, wie NGOs in Territorialkonflikten schlichtend oder doch mächtigend wirken könnten. Der sehr rasch dramatisch werdende Kamarulzaman Askandar (Malaysia) trug Strategie-Überlegungen zum *Peace Building* vor; aber auf der Theorie-Ebene ist es immer leicht. Vielleicht sollte man eher Momente der Friedensvereitelung isolieren und deren Neutralisierung reflektieren. Der Chinese Yu-An Rao, Präsident des *Pacific Rim Institute for Development and Education*, referierte über die historisch neue Rolle von NGOs: Zwingend könnten sie nicht auftreten, wohl aber nützlich sein. Die Eigenprobleme von NGOs wurden mir immer klarer: Wen repräsentieren sie, durch wen sind sie legitimiert? Sie sind instabil gegenüber Finanzierern. Sie formieren sich aufgrund einer Rezeption von neuen Großproblemen, stehen aber nicht schon vorher bereit. Ihre Instrumente müssen sie jeweils überhaupt erst entwickeln. Können NGOs denn beanspruchen, im Besitz jener kollektiven Vernunft zu sein, die den Regierenden fehlt? NGOs bieten zwar Hilfe und Vermittlung an, haben aber weder umfangreiche Mittel, noch einen besonderen rechtlichen Status. Zudem sind sie kurzlebig.

In der nächsten Sektion ging es um das Problem der »Comfort Women«. Die Sache selbst ist zutiefst erschütternd, die würdige, einfache,

lakonische Zeitzeugin war es auch. Die japanische Behauptung, es habe sich um gewöhnliche Prostituierte gehandelt, ist nichtswürdig. Mindestens 200.000 junge Frauen, oft Mädchen vor ihrer ersten Menstruation, wurden von Japanern deportiert und in Front-Bordellen für organisierte Vergewaltigung freigegeben. Japan weigert sich strikt, irgendeine Verbindlichkeit anzuerkennen oder gar sich zu entschuldigen. Dafür demonstrieren koreanische Opfer und ihre Anhängerschaft an jedem Mittwoch vor der japanischen Botschaft in Seoul. Natürlich sterben die Opfer jetzt dahin. Doch glaube ich, dass in asiatischen Ländern das Eingeständnis von Schuld einen mir ungewohnten Stellenwert hat. Im europäischen Kontext ist »Schuld« ja im Wesentlichen christlich geprägt und wird vom Individuum bearbeitet, während in asiatischen Ländern Schuld immer die gesamte Gruppe betrifft, der ein Individuum angehört. Ein japanisches Schuldgeständnis hätte daher – ebenso wie die Bitte um Verzeihung – eine ganz unvergleichbare Bindungswirkung, wäre also nicht billige Floskel.

Die Abschlusszeremonie fand wegen des starken Regens nicht in der Stadthalle statt, sondern im Konferenzraum, wo die freiwilligen Helfer zwar die Tische herausgeräumt hatten, aber das Auditorium dennoch sehr eng aufeinander saß. Zum Beginn trat eine Tanzgruppe auf, die sehr schönen modernen Ausdruckstanz darbot. Dann

folgten kurze Schlussreden und die Verlesung des Kommuniqués.

Am 17.9. machte ich, um vom Lande denn doch noch ein wenig zu sehen, einen Ganztagsausflug in die »Demilitarisierte Zone«, also zur Grenze am 38. Breitengrad nach dem Waffenstillstand 1953. Der Grenzgürtel ist in drei Bahnen angelegt: je ein nord- und südkoreanischer Streifen und dazwischen ein 4 km breiter Streifen für UN-Einheiten, die aber schon längst abgezogen sind und ein ökologisches Paradies hinterlassen haben, während die flankierenden Streifen sorgfältig geplant und von Bewuchs freigehalten sind. Wir fuhren zunächst zu einem großzügig angelegten Beobachtungshaus (*Mount Ob-Du Unification Observatory*): mehrere Stockwerke hoch, mit Andenken- und Nippesladen unten, darüber musealen Räumen, dann einem Theater mit ansteigenden Rängen und Großbildschirmen, auf denen der Grenzverlauf erläutert wird, und endlich ganz oben ein freies Aussichtsdeck mit Münzfernrohren. Im Vergleich zur früheren deutsch-deutschen Grenze ist das eine ausgereifte Touristenversion. Auf dem Parkplatz standen neun Busse. Der Zugang zur Grenzregion wurde durch die Armee kontrolliert (vorher erstellte Listen, Passkopien, Abgleich der Reisenden mit der Liste vor Ort). Vom Beobachtungshaus ging es mit dem Bus auf Teer- und Schotterstraßen tiefer in das Grenzgelände, links und rechts gesäumt von Absperrungen mit Minenwarnung. Ab und zu sind Felder hineingebrochen, aber

auch die gut abgezüchtet gegen das offenbar noch immer ungeräumte Minengelände. Angebaut werden Reis und Ginseng, der aufwendig gegen Sonne, Vögel und Kaninchen geschützt werden muss. Bei der Grenzbefestigung selbst ist, anders als an der »Zonen«grenze, eigentümlicherweise die südkoreanische Seite durch eine durchgängige, etwa 7 m hohe und schwer zu überwindende Betonwand gesichert – also gegen Eindringlinge aus Nordkorea. Das Band der Grenze windet sich die Berge hinauf und die Senken hinab, so dass es aus einiger Entfernung aussieht wie die große chinesische Mauer – solide befestigt und offenbar einer Lösung trotzend.

Abends gab es noch ein Abendessen in der Gruppe, die sich mit Territorialkonflikten beschäftigt. Sie will weitermachen und möchte, dass ich dabei bleibe. Das nächste Treffen soll 2008 in Katmandu stattfinden.

Wieder die Erfahrung, dass Gesellschaftessen zeitlich genau abgegrenzt sind. Auf einmal ist Schluss ohne jede Vorwarnung, als hätte jemand den Knopf gedrückt. Das Personal kommt und räumt ab, in Gegenwart der Gäste.

---

\* **Wolfgang Jacobmeyer** leitete das Georg-Eckert-Institut als stellvertretender Direktor von 1978 bis zu seiner Berufung an die Universität Münster im Jahre 1991 und blieb ihm als langjähriges Mitglied des Wissenschaftlichen Ausschusses treu. Prof. Jacobmeyers Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der deutsch-polnischen Beziehungen, der Bevölkerungsbewegungen, der Bildungsgeschichte

und der historischen Schulbuchforschung. Für seine Verdienste um die deutsch-polnische Zusammenarbeit wurde er in diesem Jahr mit dem »Maria-Wawrykowa-Preis« der Gemeinsamen deutsch-polnischen Schulbuchkommission geehrt (siehe Bericht in diesem Heft).